Heimkehr

Autor(en): **Mary, Ann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 8

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635500

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Heimkehr

VON ANN MARY

Unzählige Male hatte ich mir die Heimkehr ins Heimatstädtchen ausgemalt, wenn ich allein auf einem Felsen sass und träumerisch aufs unendlich weite Meer hinausschaute, währenddem sich die andern in der nahen Bucht fröhlichen Strandspielen hingaben. Dieses Heimkommen sollte gleichzeitig eine Rückkehr ins sonnige Kinderland bedeuten, denn nicht meine Bekannten wollte ich in erster Linie aufsuchen, sondern zuerst mit dem alten Baum, auf dem wir herumzuklettern pflegten, und dem Doktorsgarten, wo wir die glückliche Jugendzeit verspielten, Wiedersehen feiern. Ich hatte mir immer gedacht, dass in diesem so lange herbeigesehnten Moment mein Herz schneller schlagen und ich all die lieben Plätzchen wie alte Freunde mit einem glücklichen Lachen begrüssen würde.

Und als dann der grosse Moment kam, schneller als ich in meinen Träumen zu hoffen gewagt, war alles so ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Wie eine Fremde schritt ich durch die früher so vertrauten Gassen. Es war, als hätte ich mein Herz im fernen Lande zurückgelassen. Der alte Baum stand nicht mehr. Wohl hatte man an seiner Stelle einen jungen gepflanzt, und es schien, als würde dieser seinen Vorgänger an Schönheit einmal übertreffen. Aber es war gerade der alte, morsche Baum gewesen, an den ich immer mit leiser Wehmut zurückgedacht hatte. Enttäuscht bog ich in die Strasse ein, in der meine Eltern gewohnt hatten. Da war das Haus, in dem meine Mutter fast ihr ganzes Leben verbracht hatte, und gleich daneben der Doktorsgarten.

Am Gitter blieb ich stehen. Die Blätter des Rosskastanienbaumes, der am äussersten Ende steht, hatten wir im Herbst jeweils gesammelt, um, zum Verdruss der Hausfrau, die für unsere Unordnung kein Verständnis hatte, eine Laubhütte zu bauen. Abends hatten wir das kostbare Laub in Säcke gesteckt und im Keller verborgen, damit man es uns ja nicht wegnehmen könne. Vermutlich hatte der grosse Baum aber zu viel Schatten verbreitet, denn seine Aeste waren vor nicht allzu langer Zeit abgesägt worden. — Auch hier befiel mich wieder das gleiche Gefühl der Leere, ich konnte mit der Umgebung den Kontakt nicht finden. Der Garten schien zusammengeschrumpft zu sein. Ich schalt mich blasiert und schritt weiter. Nein, ich wollte die Jugendgefährtin, von der ich mehr als ein Jahrzehnt nichts gehört hatte, nicht besuchen, ohne mich vorher anzumelden.

Da kam sie mir aber schon entgegen. Sofort erkannte ich sie in der eleganten Dame, die auf das Haus zuschritt. Vermutlich war ihr mein Zögern aufgefallen, denn auch sie verlangsamte den Schritt, musterte mich fragend, erkannte dann mein Lachen und zog mich mit sich ins Haus.

Wir stiegen sofort ins Dachgeschoss hinauf, wo sich ihre Mama wohnlich eingerichtet hatte, als sie dem Schwiegersohn das Haus überliess. Sie sass am Arbeitstisch über eine Flickerei gebeugt und nahm die Brille ab, als sie mich begrüsste. Gleich darauf vertieften sich die Frauen in ein Gespräch über ein Kleid für das Töchterchen, und ich blieb mir selber überlassen. Mir war es lieb so. Auf diese Weise konnte ich mich mit der Umgebung etwas vertraut machen. Die schweren Möbel, die jetzt eng beieinander standen, hatten jahrelang den Gegenstand meiner Bewunderung gebildet. Es kam mir vor, als fühlten sie sich im düsteren Zimmer mit den abgeschrägten Wänden ebenso fremd wie ich. Dann liess ich meinen Blick auf den beiden Frauen ruhen. Wie alt meine Jugendgefährtin geworden war! Ihr Gesicht war sorgfältig geschminkt, aber am Hals entdeckte ich tiefe Falten, die sie bedeutend älter erscheinen liessen. Erschreckt stellte ich es fest und griff mir unwillkürlich an den Hals. War ich auch schon so alt geworden? Nein, es konnte nicht sein, die Jugendgespielin war einige Jahre älter als ich. Eben erklärte sie ihrer Mutter, wie sie die Arbeit gerne haben möchte, und ich hatte Mühe, in der alten Frau, die die Anordnungen entgegennahm, die stolze, herrische Frau von früher zu erkennen. Lebhaft sprach die Tochter auf die Mutter ein, wobei ihre kostbaren Armbänder leise klirrten. Ich bemerkte es mit Entzücken, und es mochte wohl deshalb etwas von der alten Bewunderung für meine reiche Jugendgefährtin in meinem Blick liegen, als sie sich nach mir umsah und mich dann lachend ins Kinderzimmer zog.

« Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie wild sie sind, stets zu Streichen aufgelegt», sprach sie unterwegs. « Manchmal ist es direkt zum Verzweifeln. » Erstaunt blickte ich meine Freundin an, konnte aber nichts mehr entgegnen, schon waren wir da.

Vor mir stand ein entzückendes Mädchen von ungefähr neun Jahren. Die blonden, leicht gelockten Haare waren in zwei Zöpfe geflochten, die von keinem Band zusammengehalten werden mussten. Zwei genau gleiche Zöpfe, allerdings dunkel, hatte meine Freundin besessen, bevor sie der Schere zum Opfer gefallen waren, und ich, die damals die Haare noch nicht schneiden durfte, vergoss darob bittere Tränen.

Noch in Hut und Mantel griff meine Freundin nach dem Kamm. Die Kinder mussten sich beeilen, wenn sie rechtzeitig zum Beginn der Märchenvorstellung im Theater sein wollten.

« Au, du tust mir weh. »

« Du bist selber schuld. Kannst du denn nicht einen Augenblick ruhig sitzen? »

« Warum nur darf ich meine Haare nicht abschneiden? » tönte die weinerliche Stimme weiter.

« Ich habe es dir schon oft gesagt, weil Zöpfe schöner sind. »

Ich drehte mich gegen das Fenster, um ein Lächeln zu verbergen. « Diese blöden Zöpfe. » Unzählige Male hatte ich das zu hören gekriegt, bevor meine Freundin die Haare abschneiden durfte. « Es nimmt mich nur wunder, was meine Mutter dran sieht. » Es war, als hörte ich diese Worte wieder aus dem Munde des wilden, dunklen Kindes. Wie die braunen Augen bei diesen Ausbrüchen jeweils kampflustig geblickt hatten! Ob meine Freundin sich wohl noch daran erinnern konnte?

Da wurde die Türe heftig aufgerissen. Die Hilfe stiess einen sich sträubenden Fünfjährigen ins Zimmer, und ich sah sie vor mir, die dunklen Augen, an die ich soeben gedacht hatte.

« Ach Frau Doktor, einen richtigen Frosch hat er heimgebracht und wollte unbedingt auf dem Tisch des Wohnzimmers mit ihm spielen. »

Meine Freundin warf mir einen verzweifelten Blick zu. « Siehst du jetzt? » schien er zu fragen. Ich aber drehte mich schnell um und beugte mich aus dem Fenster, um mein Lachen zu verbergen. Ich sah auf die Veranda, wo wir jeweils die Aufgaben machten und wo Hilde täglich die auf dem Jahrmarkt erstandenen Laubfrösche besorgte. Es war, als sei es erst gestern gewesen, dass sie nach Hause gerufen wurde, weil sie die Gläser einfach hatte auf dem Tisch stehen lassen und weggelaufen war. Als sie damals zurückkam, schalt sie über den zu erwartenden Besuch, für den die Mutter den Teetisch deckte. « Sie haben aber auch gar kein Verständnis für die Kinder, diese alten Schachteln, sie sollen doch zu Hause bleiben, wenn es ihnen bei uns nicht passt. » Zornig hatten ihre Augen geblickt, und ich war, wie immer, ganz mit ihr einig.

Jetzt lachte ich ein befreiendes, glückliches Lachen. Der Garten gefiel mir wieder, denn ich hatte den Kontakt mit dem eigenen Kinderland endlich gefunden. In den Kindern meiner Freundin hatte ich uns selber wieder erkannt.

Was Pestalozzi vom Eislauf hielt

(Korr.) Pestalozzi war ein Freund körperlicher Ertüchtigung. Er machte mit den Kindern Bewegungsspiele und Ausmärsche, liess sie turnen und begab sich mit ihnen im Winter sogar auf das Eis. Als deshalb der Vater eines Zöglings reklamierte, schrieb ihm der Pädagoge am 8. Februar von Yverdon aus folgende Worte: Wir haben seit Empfang Ihres Schreibens Ihren Kleinen nicht mehr auf das Eis gelassen. Für uns aber halten wir das Schleifschuhgehen für eine der interessantesten Leibesübungen der Jugend. Es bildet die Stellung des Kindes vorzüglich; es macht gewandt, mutvoll und hat vorzüglich den Vorteil, dass es die Lust der Kinder, auch im härtesten Winter an der Luft zu sein und ihren gesunden Einfluss zu geniessen, ausserordentlich erhöht. Wir wählen Orte, die Wassers halber ganz sicher sind, und die Erfahrung hat uns auch noch nicht die geringste Unbequemlichkeit für dieses Spiel gezeigt.